

Der kunstreiche Maler

Autor(en): **Zollinger, Albin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **26 (1923)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Malerei ist die in wohliger Flächenhaftigkeit entwickelte seidene geblümete Schürze entwickelt, mit der, um wiederum den Stilwandel Amiets zu kennzeichnen, die Decke des franken Knaben zu vergleichen wäre. Eine Gotthelfsche Meistersfrau steht in diesem Porträt der Bernerin vor uns, wie sich dies charakteristischer nicht denken ließe.

Gegenüber dieser fest in sich ruhenden Frauengestalt, die sich, ohne viel Aufhebens davon zu machen, ihrer Würde wohl bewußt ist, wirkt dann die Figur des Dirigenten (von 1919), die wir in einer gut gelungenen farbigen Wiedergabe (S. 146/47) sehen, durch ihre wahrhaft suggestive Momentaneität. Ein ganz bestimmter einzelner Augenblick dieses so ungeheuer temperamentvollen Dirigierens, das den ganzen Körper, von der Fußspitze bis zur ausgreifenden, befehlerisch zwingenden Hand mit dem Taktierstock, in Vibration setzt, wird mit einer Schlagkraft festgehalten, wie das keine Augenblicksaufnahme des Photographen überzeugender geben könnte. Ein Mensch in der vollen Auswirkung seiner künstlerischen Impulsivität ist erschöpfend geschildert. Die Silhouette ist von einer unbedingt überzeugenden Lebenswahrheit. Das Räumliche des Konzertsaales wird, echt Amietisch, nur ganz sparsam angedeutet; eine lichte Folie wird geschaffen, die durch keinerlei bestimmtes Detail den Blick abziehen darf von der isolierten Figur, der die ganze geistige Lebendigkeit unverkürzt und ungestört erhalten bleiben soll.

Es ist nur recht und billig, daß auch der Künstler sich uns in einem seiner neuesten Selbstporträte vorstelle (S. 149). Wie in dem Bildnis des Mädchens am Tisch ist die Figur an die eine Seite gerückt. Während aber dort für das breit-behaglich sitzende Mädchen das wohl in die Breite gehende, dem Quadrat sich nähernde Format gewählt ist, finden wir hier, wo die Halbfigur sich fest und gerade, dicht an den Bildrand herangenommen, aufrichtet, ein schmales Hochformat, das dem Interieur des Ateliers nur einen knappen Raum zur Entfaltung läßt. Auch hier, wie auf dem Mädchenporträt, wird das Beiwerk des Raumes rein malerisch als schmückende Zutat behandelt und zu der Figur in farbigen Zusammenhang gebracht. Prachtvoll fest ist der Kopf gegeben; die ganze Klarheit und Bestimmtheit des Baues wird sichtbar, und das Künstlerauge, das, groß geöffnet, scharf und hell herausblickt, zwingt uns in seinen lebendigen Bann, wie das Werk seines Pinsels, das uns durch diese Proben, ein winziges Exzept aus einer ungeheuern Produktion, in seiner Bedeutung und Eigenartigkeit zu dankbarem Bewußtsein gebracht werden soll.

Der Kunstreiche Maler / Von Albin Zollinger

Ich habe von einem Maler gehört, dem, was er malte, lebendig in die Welt purzelte, so daß er all seiner Tage nur eine einzige Leinwand besaß, ob er gleich vom Morgen zum Abend fleißig war, und es kam ihm zustatten, nicht das viele Tuch kaufen zu müssen; denn alles lief ihm ja davon: er hatte nichts von seiner Arbeit als das Vergnügen, er litt schwarzen Hunger.

Nämlich er malte nichts wie lustige Männlein, mit Zipfelmützen auf dem Haupt, dazu Weiblein in blauen und roten Röcken, Husaren, Bettelvolk, Musikanten, Fischer, Banditen, barmherzige Brüder — die machten ihm allesamt besonderen Spaß, die schloffen ihm unterm Pinsel weg, kaum daß ihnen der letzte Knopf angemalt war, hockten sich auf das Brettlein, von der Staffelei zu springen, und machten sich aus dem Haus, das Maul wischend oder die Kappe emporwerfend oder auch mit demütigen Füßen, je nachdem sie weltlich oder geistlich erschaffen waren von ihrem lumpigen Herrn. Der sah sich weiter nicht nach ihnen um, sondern vergnügte



Cuno Amiet

Mutterliebe (1905)

sich, hingegeben und schmunzelnd immerzu neue Schelmerei und Anmut zu erfinden. Er hielt wohl auch einmal eine reichliche Kumpanei würfelnder Krieger oder tanzender Jungfrauen beisammen, indem er sie mit einem letzten Tüpfelchen nacheinander hurtig vollendete, also daß ihm der Schwarm der Hühnlein über den Schoß kollerte und er ein fröhliches Lachen anschlug, wenn sie zappelnd und tuschelnd über die Fliesen davongingen. Denn war einem Scholaren

sein Instrumentlein vor die Brust gemalt, so wußte er es auch zu spielen und schwand mit zierlichem Bänkelgesang zur Ferne. Die Betschwestern bewegten mit Fertigkeit ihre Lippen und Rosenkränze. Die Zecher setzten sich auf des Meisters Holzpantoffeln, ihre Kannen zu händen. Fuhrknechte und Reiter trieben ihre Köhlein an, welche schnaubten und wieherten und über die Türschwelle setzten. Noch in der Werkstatt, riefen die Marktfrauen ihr Gemüse aus, zankten sich Handwerksburschen, knallten Jäger ihre Büchsen los — Lumpenbrüder bettelten gar ihren eigenen Schöpfer an, der nichts besaß.

So war die Welt von des Meisters pudigem Böcklein voll geworden, die Menschen hatten ihren Jubel daran; denn man traf es an Bächen, im Wiesenschaumkraut, in den Wäldern, Bergen, das war lustig, das Leben war heller und kurzweiliger gemacht durch die Kunst dieses braven Mannes; darum aber liebte man ihn überall und redete viel Rühmendes von ihm. Man mochte sich nicht vorstellen, daß es einmal anders gewesen. Die Kinder, wenn sie davon hörten, fingen gleich zu weinen an, weil sie sich das Land nicht denken wollten ohne die herzlieben Zwerglein. Mägdlein und Buben weilten allezeit um des Malers Häuschen — er bewohnte eine verlassene Kapelle — durften auch frei hinein, zuzuschauen. Da war es dann eine lustige Erwartung auf allen Gesichtern, weil der Meister sich ergötzte, etwa ein Säulein mit dem Schwänzchen zu beginnen, daß die Kinder dukendfältig auf seine Absicht rieten, ein Schlänglein, eine Weinrebe, ein Hündlein erwartend, bis sie unversehens in die tollste Fröhlichkeit ausbrachen, wenn zu guter Letzt das Ferkel rosig und grunzend absprang, ein Dirnlein erschreckend und mit vergnügtem Gesicht in den Tag laufend. Das war noch eine gute Zeit für die liebe Jugend, ja; denn es

brauchte ein Jung nur die Hand auszustrecken und den Meister schön zu bitten, da malte er ihm im Handumdrehen das beste Segelschiff mit Besatzung und Tönnlein und Tauen hin, daß er es gleich nehmen und im Weiher vor den Wind geben konnte; die Matrosen taten alles nach der Regel, wie er es ihnen vom Strande aus kommandierte. Oder ein Kind wollte seine Puppe haben; dann kriegte es sie ganz nach Begehren, braun, blond, schwarzhaarig, mit dunkeln oder blauen Augen, Spitzenzeug oder Seide oder Samt — lebendig natürlich, atmend und redend und, wenn sie ihren Trunk verlangte, weinend; die Milchflasche ging obendrein. Oder es wollte die Jungwelt einmal einen richtigen und rechten Menschenfresser von Auge sehen; dann zauberte ihr Freund vor allem einen flechtbärtigen Wald in die Werkstatt, und wie nun zähnefletschende Kannibalen mit Beil und Spieß zwischen die Stämme eilten und ein Feuer richteten und hernach grünverzierte Rothäute auch dahertanzten, ihr Huronengebrüll anzustimmen, da wuchs den Buben das Haar zu Berg, und die Mädchen krochen so eng an den Maler, daß er seinen Arm nicht weiter zu regen verstand, lachte und mit großer Anstrengung noch einen Kolumbus ersehen ließ, welcher diese wilde Welt entdeckte und unverweilt zum Christentum bekehrte. Dann kamen die sauberen Bursche leutselig heran mit Kruzifixen und Rosenkränzen, weil ihnen daran gelegen schien, nunmehr als ordentliche Christenmenschen anerkannt zu sein; ihren guten Willen zu bekunden, verbrannten sie Messer und Pfeile im Feuer, rodeten den Urwald und machten ein Paradies daraus mit blauen und grünen Vögeln und süßen Früchten. Es war kein Wunder so unglaublich und prächtig oder schauerlich, dieser Maler ließ es lebendig in die Luft blühen. Drum war er ein unschätzbare Reichtum und Segensspender der ganzen damaligen Menschheit; man hätte glauben sollen, er wäre auf Rosen gebettet worden; allein das gerade Gegenteil davon traf zu, wie gesagt: er litt schwarzen Hunger.

Denn sonderbarerweise fiel es ihm niemals ein, er könnte auch für sich selber ein wenige Lustbarkeit erschaffen; er vergaß die eigene Person ja förmlich und erhielt sich fast zufällig aus den Äpfeln und Nüssen, welche die Kindlein ihm gutherzig in die Taschen schoben oder auf das Sims reiheten. Die Menschen wußten nicht, daß er auch des Brotes bedurfte, davon zu leben; sie meinten, seine Kunst wäre geschickt genug, daß er nicht stürbe, und wenn er stets schmäler und bleicher wurde, so rechneten sie, das mache seine Arbeit, und fanden es natürlich. Wie nun einmal wieder der Winter kam und viel Schnee sich anhäuften, so daß alle Besuche aufhörten, da gingen dem guten Mann bald seine Mittel aus, er ward sterbenskrank und lag viele Wochen auf seinem Lager von dürrer Laub; der Wind fauchte in seinem kalten Ofen, Wasser troff von der Diele, daß der Aermste auch nicht stille liegen durfte.

Einst in einer Nacht, es wimmerte so traurig, schaurig von einem Luftzug, der um das Haus ging, öffnete sich plötzlich die Tür mit einem Geräusch; der Maler dachte, das wäre nun der Wolf, und er lächelte sogar ein wenig, weil er froh war, sterben zu können; die Welt und das Leben freuten ihn kein bißchen mehr, und seine Kunst dünkte ihn lächerlich und ganz und gar eitel. Es war aber der Jud, welcher zu ihm kam, sehr verwundert und erschrocken — jener Jude, der, niemand wußte freilich darum, des Meisters niedliche Wesen mit dem Falterneß zusammenfing und in fremde Länder verkaufte um teures Geld. Es war ihm so vorgekommen, als ob sein Bild rar würde, da sorgte er sich herzlich um den Maler und kam, sich nach ihm zu erkundigen; nun war er außer sich, jammerte und weinte Tränen. Der Meister bat ihn um ein Stücklein Brot, wenn er welches bei sich führte; da gaffte der Schacherer, lachte zuletzt und ersuchte den Kranken freundlich, ihn nicht zu vexieren, indem das Brot es wohl nicht wäre, was ihm mangelte, vielmehr die Medizin oder auch der ideale Geist, wie er es nannte. Doch beharrte der Meister auf seiner Ansicht, es wäre der Magen, welcher rebellierte. — Wie denn? entgegnete der Jud,

er vermöchte jedwedes Ding in die Welt zu zaubern, wie es nur sein Herz gelüste, und wolle einem ehrlichen Manne weismachen, er täte nicht sich selber Wurst und Wein und Gold zaubern, wie es nur sein Herz gelüste? Nee, so nobel seien auch die Künstler nicht! und blinzelte mit dem Aug und ging davon, eilig den Doktor zu holen.

Der Maler aber blieb in großer Verwunderung, darüber, daß jede Herrlichkeit ihm so nah gelegen und er hatte sie nie bedacht. „Fehlt's mir im Kopf?“ sprach er vor sich hin und versuchte, ob er sich erheben könnte. Doch bedachte er sich gleich darnach; etwas an dieser Sache schien ihm nicht rühmlich zu sein. Er war aber zu erschöpft, es herauszufinden, sein Hunger war zu groß; er schleppte sich zitternd vor die Staffelei, malte ein Stück Brot und eine Tasse heißer Milch dazu. Nachdem er sich damit sehr gestärkt, räumte er einwenig die Werkstatt auf, ging vor das Haus und fand die dünne zarte Sonne über die Mäßen köstlich; er dachte an den Frühling und seine Schlüsselblumen, Vogelgesang kam ihm zu Sinn und Gewitter über sommerlichem Korn, so daß er gern gejauchzt hätte vor Glück, noch immer da zu sein in dieser schönen Welt. Nur verwirrte ihn leise das Gewissen, das er sich machte — er kam sich irgendwie beschmutzt vor, da er sein eigenes Werk aufgeessen hatte. Er gelobte sich indessen, es nie wieder vorkommen zu lassen; da ward ihm leicht, daß er wirklich einen hellen Jauchzer in die Welt stieß. Er ging hin und malte einen dicken Föhnwind, der den Winter versengte, er malte Schlüsselblumen und Veilchen und Haselkätzchen, und alsobald nahten die Kinderlein mit Gesang blumenbefränzt und rosig, ihn zu grüßen. Der Arzt war nicht mehr nötig.



Cuno Amiet

Bernerin (1920)

Dann war es wieder Lenz und Vorsommer; die brachten aber noch keine Nüsse. Der Maler litt Not, und einmal versucht, gingen ihm die Gedanken nach der holden Verlockung aus, daß er auch schlecht malte, und weil er schlecht malte, ward er ärgerlich und leichtsinnig, und eines Tages richtete er sich ein Mahl, das nicht karg war. Wohl verleidete ihm das seine Arbeit für mehrere Tage; er war ja satt, er hatte weder Hunger noch Sehnsucht; da streifte er lieber im Efeu herum und ließ die Farben vertrocknen. Aber die Kleinen erschienen, wollten Efelein und Jesuskindlein haben; an diesem Werk begeisterte er sich aufs neue und blieb fleißig bis in den Herbst hinein. Da zeigte es sich, daß Nüsse und Äpfel dem Manne nicht mehr genügten — plötzlich eines Tages ward er rätig, sich nun einmal ein schönes Haus zu malen, und er wohnte in der Folge auf einem hohen Schloß am Meer, so daß die Jugend ihn bald nicht mehr gefunden hätte. Auch so zeigte sie sich von nun an merklich scheu, die klaren Augen sahen ihn mit einem schmerzlichen Vorwurf an, der ihn ärgerte. Er schuf sich hastig eine Gesellschaft von viel lauten Freunden, mit denen er seinen Wein trank. Jedoch für diese Gesellschaft brauchte er Diener und Dienerinnen; die schuf er sich. Jedoch Haus und Gesellschaft und Diener und Dienerinnen waren nichts ohne die Herrin. Warum soll ich allein so einsam und ohne Liebe durch das Leben gehen, wo alle andern sich zusammentun und es gut haben? sagte sich der Maler, und da nahm auch er sich eine Frau. Er bekam eigene Kinder, die er besser zu lieben glaubte als weiland die fremden. Er hatte nun alles, alles und brauchte nichts mehr zu arbeiten. Er saß auf der Terrasse seines Schlosses und blickte übers Meer; seine Kinder spielten um ihn herum, und die Frau lehnte sich an ihn; er war nun ein wohlversorgter Mensch wie alle andern.

Aber bald kam es so, daß die Geschöpfe seines Pinsels in der Welt zu schwinden anfangen, keine neuen überraschten und erfreuten die Menschen; da beklagten sie ihn, da schmäheten sie ihn, da vergaßen sie ihn. Die Kindlein wußten nichts mehr von ihm, alle die Liebe der tausend Herzen war ihm verloren; nie war der Mann so einsam und so arm an Liebe gewesen wie er es nun in seiner Fülle war.

Das spürte er selber recht wohl. Dann ließ er sich Essen auftragen, seine Frau mußte ihm singen und die Kinder ihn liebkoosen, da glaubte er sich allemal geborgen. Aber mehr und mehr saß er mit einem bitteren Gesicht; es kam ihm vor, je glanzvoller sein Leben wurde, desto rascher ging es bergab mit ihm. Je mehr er die Seinen liebte, desto schuldiger fühlte er sich. In dem Maße wie sie ihn umschlossen, wuchs seine Sehnsucht, wieder heimatlos zu sein in den Herzen der vielen. Und manchmal des Nachts hörte die Frau ihn seufzen; dann hatte er Heimweh nach seiner Kunst.

Wohl besaß er ein schönes hohes Gemach mit Vasen und farbigen Teppichen, in welchem er malen konnte; allein es kam ihm nun alles so matt vom Herzen, er war in seinen Gedanken zerstreut. Die bleichen tränklichen Geschöpfe seines Pinsels verursachten ihm Schrecken und Gewissensnot; er quälte sein Hirn, herauszufinden, woran er es nur fehlen lasse und warum es nichts mehr war mit seiner Kunst.

Innsgeheim ahnte er es freilich längst; aber er sträubte sich, der mahnenden Stimme in seiner Seele Gehör zu geben. Denn wie jener gestrenge heilige Meister sprach auch sie: Gib alles was du hast den Armen und werde ein Bettler! — Sollte es ihm nicht schwer fallen, Schloß und Frau und Kinderlein zu verlassen, um wieder frei zu werden dem karglichen Dienst seiner Kunst?

Das fiel ihm sehr, sehr schwer. Seine Liebe brannte wie ein Feuer in ihm; aber auch sein Beruf brannte wie ein Feuer in ihm. Er saß herum und grübelte; seine Frau weinte um ihn. Er saß herum und grübelte. Die Nächte schlief er nicht; er wurde wieder krank und schlimmer krank als vom Hunger, es stand zu fürchten, daß er seinen Verstand verlor.



J. J. Ulrich.

Selbstbildnis in Del.



Cuno Amiet

Mädchen aus der Bretagne (Federskizze) 1892

Als die Menschen das hörten, gab es einige, die sagten, es geschehe ihm nach Verdienst. Das kam auch dem Kranken wiederum zu Ohren, und weil er dem Urteil recht geben mußte, ward er sehr still und sehr versonnen. Eines Morgens hatte er sich von seinem Lager wegbegeben und blieb verschwunden.

Man vermutete zuerst, daß er sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt. Aber eines Tages wurde die Kunde laut, des Meisters Böklein gehe wieder um, und da wußte man denn, daß er sich irgendwo in einen Wald geflüchtet, wo er malte.

Seine Familie trauerte um ihn; dafür hatten Tausende

ihr Glück von dem einsamen Fleiß des Meisters, der aus Sehnsucht und Bußfertigkeit mit dreifacher Kunst wirkte, so daß Geschöpfe von ihm in der Welt erschienen, die ihresgleichen nie gesehen und auch gar keinen Tod zu haben schienen. Kinder und edle Jünglinge beteten allbereits zu dem verschollenen Künstler, weil er ihnen als ein Heiliger galt.

Ueber eine lange Zeit war zu bemerken, daß neue Gaben des Meisters sich nicht mehr zeigten; alle bunten Scharen verschwanden aus dem Kärbelkraut, und ihren letzten folgend, sah man sich in das verlorenste Gebirge verführt: Da lag der Einsiedler auf eine Steinplatte gebettet, mitten in vielem Enzian und gelben Sternblumen. Seine feinen Mägdlein weinten um ihn, seine Klosterfrauen beteten für ihn, die Soldaten standen ihm Wache. Im Chor sangen sie stolz und mächtig sein hohes Lob.

Zu Johann Jakob Ulrichs Zeichnungen Von Gustav Samper

Zu vertrauten Gemächern kehrt meine Erinnerung zurück, in denen Bilder Meister Ulrichs von seinen Töchtern liebevoll geehrt und bewahrt wurden. Dort sahen wir, junge Maler und des Hauses Freunde, schon vor manchen Jahren bewunderungs-